

61

Geschichte einer Bombe.

Von Andreas Strug.

Der General stand am Fenster und blickte angewidert in die dunkle Ferne. In der Tiefe glänzte weiß der gefrorene Fluß, und auf der anderen Seite schimmerten die Dächhäuslein der Vorstadt Praga. Ein düsterer Anblick. Der General wußte, daß man ihn dort, ebenso wie überall ringsum fürchtete und haßte. Es gab eine Zeit, da es ihn amüsierte, später gewöhnte er sich daran, dann begann es ihn zu langweilen, und jetzt . . .

Der General erbehte und sprang mit einem dumpfen Ausschrei vom Fenster zurück, als hätte ein schwarzer Arm aus der Dunkelheit nach ihm gegriffen. Es war ein Ast, der hinter der Scheibe plötzlich sichtbar wurde. Die schlechten Nerven! — Wußte er doch, daß dort unten auf der Terrasse Tag und Nacht Soldaten patrouillierten. Unmöglich!

Er wiederholte sich immer wieder: Unmöglich! Und dennoch wand er sich seit einem halben Jahr voller Unruhe zwischen Furcht, Ahnungen und lächerlichen Kengsten. Unter Menschen beherrschte er sich noch, aber zuweilen konnte er die durchgehenden Nerven nicht im Zaune halten, und es kam zu einem Ausbruch.

Es war nicht Angst. Der General war Soldat und überzeugt, daß er stets bereit sei, im Dienste der Verteidigung des Vaterlandes zu fallen. Er hätte ja auch den Krieg mitmachen sollen. Aber es war damals nicht dazu gekommen. Er schämte sich dessen und glaubte in den Augen der ihm untergebenen Herren Offiziere, die im japanischen Feldzug waren, etwas wie Geringschätzung zu lesen. Dies quälte ihn und vergiftete seine Seele. Doch es kam zu keinem neuen Krieg. Dafür war die Revolution ausgebrochen. Es fielen Generale, Minister, hohe und allerhöchste Persönlichkeiten. Jetzt — meinte er — kann niemand mehr sagen, ich wüßte nicht, was wirkliche Kriegsgefahr sei. Ich bin im Kriege, Zielscheibe für den ersten besten Meuchelmörder!

Und in der Tat war er von der besten Absicht befeelt, ein tapferer Kriegsgeneral zu sein. Als man ihn nach Polen versetzte, wußte er, daß er dort leicht umkommen konnte.

Er übernahm sein Amt mit Begeisterung.

In der Begrüßungsansprache an die Provinz-Gouverneure, Offiziere und Beamten legte er ihnen Tapferkeit im Kampfe mit der Anarchie ans Herz. Er sagte:

„Es ist niemand von euch gestattet, sich zu schonen. Verstanden! Wer sich nicht bereit fühlt, den ehrenhaften Tod auf dem Kampfplatz zu sterben, der mag sich rechtzeitig zurückziehen. Unsere stürmischen Zeiten erfordern Hingebung und Tapferkeit. Das dankbare Rußland wird euren Tod hoch anrechnen, und der Zar wird euer gedenken.“

Das war etwas leichtsinnig. Denn sehr bald hörte er auf, sich auf der Straße zu zeigen. Immer mehr verlegte er alle Geschäfte zu sich ins Schloß. Er bereiste die Provinz nicht, nahm keine Revuen der Truppen des ihm unterstellten Kreises ab, machte keine Besuche. Doch als nüchterner, klardenkender Mensch konnte er doch nicht so ohne weiteres die Lehren vergessen, die er bei seinem Antritt den Untergebenen selbst erteilt hatte. Da er kein verblendeter und von sich eingemommener Despot war, mußte er wohl wissen, was seine erniedrigte Umgebung von ihm dachte. Er litt, schämte sich, konnte sich jedoch nicht überwinden. Es war nicht Angst. Es war mehr ein Widerwillen gegen diese Art des Todes: ein kurzer Knall, eine Erschütterung, Panik ringsum . . . und er liegt da, in Stücke zerrissen, dort ein Wein, hier ein Arm, dort der Kopf . . . Eine Blutlache . . . und im ganzen Lande Freude und Gemütsung! — Nein, das wäre ein zu düsterer Tod. Und erniedrigend zugleich. Nein, das wäre kein Tod auf der Walfstatt! Und er träumte melancholisch von Kanonendonner, von der Bewegung großer Kavalleriemassen, von ausgedehnten Soldatenreihen. Ja, das wäre ein Tod! In der Front zu fallen, vor den Augen der Waffenbrüder, von einer feindlichen Kugel getroffen . . .

Da jedoch kein neuer Krieg in Aussicht war, blieb der General im Schloß und wagte sich keinen Schritt hinaus. Täglich, oft einige Male wurde an ihn telephoniert: der

Gendarmenoberst K. getötet, der Polizeioffizier J. schwer verwundet, der Vorsteher des Reviers N. auf seinem Posten ermordet, mit ihm sechs Polizisten und zwei Geheimagenten. Dann kamen Telegramme aus der Provinz: der Gouverneur von Radom tot, der Polizeioberst von Dublin, die Gouvernementsklasse in K. beraubt, Ueberfall auf die Post, Attentat auf ein Polizeibureau . . .

Die Flut dieser täglichen Nachrichten brachte ihm endlich die Erkenntnis von der Macht der Revolution bei. Er tat im Namen des Zaren, und in seinem Namen geschah alles, was nur geschehen konnte, um den Feind zu brechen. Das Land lag in den Fängen des Belagerungszustandes, die Gefängnisse waren überfüllt, es wurde unbarmherzig gehängt, durch die Straßen patrouillierten Soldaten, der Ameisenhaufen der Geheimagenten überlastete das Budget — und dennoch geschahen am hellen Tage die unerhörtesten Dinge. Bewaffnete Banden durchzogen das Land, und kein Würdenträger war seines Lebens sicher. Die Arbeiter in den Fabriken regierten sich selbst und taten, was sie wollten. Täglich erschienen neue revolutionäre Flugblätter und wurden öffentlich in den Straßen der Stadt verkauft. Selbst die seit Jahrhunderten schlafenden polnischen Bauern rührten sich und veranstalteten einen riesigen Landarbeiterstreik. Der General war zwar kein Anhänger der Konstitution, glaubte jedoch, daß beim Zutritt der Duma Beruhigung eintreten würde. Statt dessen wurden just am Tage vor den Wahlen zehn zum Tode verurteilte Gefangene aus dem Gefängnis in Warschau auf eine geniale Weise befreit, und damit sämtliche Behörden des Landes mit ihrer höchsten Spitze, mit ihm selbst, dem allgemeinen Spott preisgegeben. Das war zu viel.

Der General bekam fixe Ideen. Man bewachte ihn wie einen König. Die ihm nahestehenden Menschen wollten ihm gerne Unannehmlichkeiten ersparen und erlaubten ihm gleichsam nicht, sich zu rühren, und er seinerseits erlaubte, daß man es ihm nicht erlaubte, und sah „im Interesse des Dienstes“ wie eine Maus unterm Wehrbesen in seinen Schloßgemächern. Es waren widerliche Augenblicke in dieser seiner Sicherheit. Das Gefühl seiner Erniedrigung und Lächerlichkeit quälte ihn. Dann riß er sich auf und befahl eine Truppenschau der ganzen Besatzung auf dem Marsfelde. Doch als alles schon bereit war, als die zwei Divisionen wartend dastanden, fuhr der Schrecken in den General, er wurde bleich, bekreuzigte sich öfter, dann ließ er sich zu Bett bringen, und die angekündigte Revue mußte ausfallen. Darauf war er in der Tat einige Tage krank. Er war krank vor Scham. Nur vor einem einzigen Menschen in der Welt schämte er sich nicht. Es war dies sein Kammerdiener, ein Pole. Ihm allein vertraute er. Vor ihm sprach er sich ganz offen aus. Der Kammerdiener tröstete ihn:

„Das wird alles vorübergehen, gnädiger Herr. Das geht vorüber, kaum daß man hinsieht. Die Polen haben es noch nie lange ausgehalten. Wie viele Male gab es hier schon Revolution! Und, Gott sei Dank, ist es immer noch gegangen. Dabei ist es jetzt doch lange nicht so wie im Jahre dreiundsechzig! Als am Aufstand der Bel, die Geistlichkeit teilgenommen hatte und was so die anständigen Elemente sind. Das jetzt ist doch alles nur Gesindel, Kanaille und Juden!“

„Na, und wie rätst du mir? Sprich! Wie denkst du? Soll ich nicht dennoch einmal hin und zurück vom Schloß zum Belvedere fahren, mich endlich zeigen, was?“

Der Kammerdiener schalt den Gewaltigen mit brutaler Vertraulichkeit aus, wie die Amme das Kind.

„Was? — Sind der gnädige Herr nicht richtig im Kopf? Wem wollen Euer Gnaden sich zeigen? Wozu? Ist denn dies Warschau auch nur wert, den gnädigen Herrn zu sehen? Diese grindige, treulose Stadt! Da sieh einer! Auch ein Einfall! Sie können lange warten, bis sie den gnädigen Herrn Statthalter zu sehen bekommen! Sie werden es noch bedauern! Ja, ja, bedauern! Ich kenne meine Polen! Ich bin ja selbst einer von Geburt.“

„Dennoch, wenn ich ganz plötzlich ausfahre? Bevor man es nur ahnt, bevor sie sich verabreden können, bin ich wieder zurück.“

„Doch! Als hätten sie nicht überall auf den Straßen ihre geheime Polizei! Da steht so ein Jude mit Zigaretten, ein Droschkenfutscher, ein Dienstmann, dort, mit Respekt zu

sagen, eine solche Gnädige, ein Luderchen, das durch die Straßen gleitet — das sind alles ihre Spikell! Haben sie nicht Hausen Geld gesammelt in Majobien? — Und hier dicht vor dem Schloß selbst, was wimmeln da für Gestalten . . .

„Du hast sie gesehen?“

„Da daß ich schon auf! Gestern zum Beispiel, wie ich vor dem Tore stehe, da sehe ich, auf der anderen Seite des Platzes geht einer dreimal vorbei. Meist aber kommen sie mit der Tramway gefahren. Immer steigen da Leute vor dem Schloß aus, aus der Stadt, aus Praga. So ein Kerl steigt aus, geht langsam, ganz langsam vorbei, kehrt um, als suchte er etwas und fährt wieder weg. Wozu fährt er, wenn er eben erst gekommen ist? Und dann kommt er wieder. Schmeißt Augen vor dem Tor . . . Die haben was vor! Die sind jeden Augenblick bereit.“

„Du bist dumm. Eine solche Macht können sie gar nicht haben.“

„Ja, eine solche, wie wir, haben sie nicht. Aber sie haben ihre verheulenen diebischen Tricks und Manieren. Dagegen kommt die größte Macht nicht auf.“

Das war die größte Sorge des Generals. Diese diebischen Tricks und Manieren. Er fühlte sich ihnen gegenüber ratlos.

Der Schlag konnte jeden Augenblick fallen, ungewiß woher. Trotz der Aufsicht und Wachsamkeit im Schloß, konnte ihn der Feind mit seiner unberechenbaren Geschicklichkeit treffen.

Dann ließ er plötzlich mitten am Tag oder in der Nacht den ganzen Platz vor dem Schloß vom Militär besetzen und jeden Vorübergehenden durchsuchen. Ließ jeden verhaften, der irgendwie verdächtig erschien. Die Soldaten freuten sich auf diese Arbeit wie auf ein Fest. Die Frauen wurden schamlos betastet, und in aller Gemütsruhe stahl man den Revolvern ihre Börsen und Uhren. Aber es brachte keinen wesentlichen Nutzen. Der General blieb nach wie vor in seiner Residenz sitzen.

Dann kamen gar böse Zeiten. Die Rapporte der Korpskommandanten begannen von Militärverchwörungen zu berichten, von Meutereien in den Kasernen und in den Lagern. Man entdeckte einen Zusammenhang zwischen der Militärbewegung und den revolutionären Organisationen. Da war es dem General, als sei ihm der Boden unter den Füßen entzogen. Diese Soldaten bewachten seine Person. Ihnen war sein Leben jeden Augenblick auf Gnade und Ungnade ausgeliefert! — In dem harten, ungebrochenen Sinn des Herrschers begann ein qualendes Schwanken. Die Weisheit seines ganzen Lebens, die ganze ethische Grundlage seiner Karriere, die auf einem unerschütterlichen Glauben beruhte, geriet in gefährliche Bewegung. Sollte das das Ende sein? Sollten er und alle, die Rußland regierten, sich geirrt haben? Sollten am Ende gar die anarchischen Elemente, diese aufrührerischen Zeitungen, welche das Ende der Selbstherrschaft verkündigten, recht haben?

(Fortsetzung folgt.)

Wohltätigkeit.

Von M. Roda Roda.

Frau von Tarnohy beendet ihre Toilette. Sie trägt ein schwarzes Spitzenkleid, das sehr wirkungsvoll mit Silberfäden durchzogen ist. Wenn sie sich bewegt, raschelt das Seidensfutter. Das Haar ist geschweilt und seitwärts gepufft. Schwarzer Hut, dessen Federn herabhängen und sich liebenswürdig an den etwas zu kleinen Knoten der Frisur schmiegen.

Frau von Tarnohy fährt noch einmal, ganz leicht, mit der Ruderquaste über das Gesicht und zieht befriedigt die langen Handschuhe an. Das Stubenmädchen, in das vorgefräbte schwarze Sklavengewand gehüllt, hält den Mantel der Gnädigen bereit.

Herr von Tarnohy tritt ins Zimmer. Er sieht durchaus nicht so vornehm aus wie seine Frau Gemahlin. Er ist klein, unscheinbar, einigermaßen schäbig — kurz, er ist Beamter im Ministerium.

Er — unzufrieden: „Du gehst wieder aus, Irma?“

Sie: „Du weißt doch — auf den Basar.“

Er: „Basar?“

Sie: „Gott, Du merkst Dir aber auch gar nichts. Heut ist doch der Wohltätigkeitsbasar im Pavillon Gerbeaud.“

Er: „Ich wäre mit Dir und den Kindern gern zu Mama gegangen.“

Sie: „Das ist gescheit. Du gehst also mit den Kindern zu Mama — Ihr könnt gleich dort Kaffee trinken.“

Er: „Aber . . .“

Sie: „Lächerlich — Mama gibt Euch gern Kaffee. Es macht ihr doch gar keine Mühe — das hübsche Kaffee.“ — Und zum Mädchen: „Kaffee brauchen Sie nicht zu kochen. Holen Sie Milch für sich — hier haben Sie sechs Heller. — — Servus, Albert! Wenn die Kinder aus der Schule kommen, könnt Ihr gleich wandern. Ich komm' um acht Uhr.“

Sie rauscht hinaus ins Vorzimmer.

„Sie, Lina, schau'n S' nach, ob die Frau von Lenky schon fortgegangen ist. Fragen S' in der Küche.“

Das Mädchen steigt in den dritten Stock — sich erkundigen — und kommt mit der Meldung zurück: Frau von Lenky wäre vor einer halben Stunde gegangen.

Das ist sehr angenehm — denn Frau von Lenky hätte jedenfalls den Vorschlag gemacht, einen Fiaker zu nehmen und ihn dann aus Mangel an Kleingeld von Frau Tarnohy bezahlen lassen.

Lina, den Kindern kaufen Sie Wurst zum Nachtmahl. — Wie, der Kleine ist keine Wurst? Dann geben Sie ihm ein Ei. Für Sie sind anderthalb Stücke Fleisch vom Mittagessen geblieben. Das essen Sie — die Hälfte können Sie dem Pufferl geben. — Wenn Sie Nachtmahl kaufen gehen, nehmen S' ihn mit, damit das arme Viehler ein bißl auf die Luft kommt. — Einen Wagen? — Ich gehe bis zur Ecke zu Fuß — dort werde ich mich schon in einen Fiaker einsehen. — Für den Herrn und mich bring ich das Souper mit. Adieu!“

„Nütz die 'and.“

Frau von Tarnohy sieht sich auf der Straße vorsichtig um und erklimmt den Omnibus, Linie Stadtwaldchen.

Der Pavillon ist gesteckt voll. Alles ist versammelt, was Namen hat oder so tut, als ob es Namen hätte. Frau von Tarnohy überzeugt sich durch einen Blick, daß sie sich trotzdem sehen lassen kann, und segelt lustig die Verkaufszelte entlang.

Nach fünf Minuten hat sie Frau von Lenky gefunden.

„Wie schade, daß Du nicht gewartet hast — ich hätte Dich gern in meinem Wagen mitgenommen.“

Frau von Lenky ist mit der Untergrundbahn gekommen.

Die Freundinnen trennen sich mit herzlichem Händedruck. Sie wollen sich von einander nicht beobachten lassen.

Eigentlich hätten alle Verkäuferinnen in Rosoko erscheinen sollen, aber die hübsche Idee wurde nur von den Töchtern und Frauen der Bankdirektoren akzeptiert. Den andern ist's zu kostspielig.

Frau von Tarnohy bleibt vor dem Blumenzelt stehen.

„Natürlich laufe ich Euch was ab, Mädeln,“ sagt sie in zärtlich mütterlichem Ton, „dazu ist man ja schließlich hergekommen. Also — den großen Büschen Rosen, Edith!“

Edith fucht die Rosen zusammen. — Da erblickt Frau von Tarnohy eine liebe Bekannte.

„Malvine — da bist Du ja auch! Selbstverständlich. Du darfst ja nicht fehlen — bei wohltätigen Veranstaltungen. Hast Du viel gelaufen? — Wie geht es den Kinderln?“ — Sie blickt zurück und sagt mit freundlicher Handbewegung: „Edith, mein Herz, leg den Strauß beiseite — ich hol mir ihn nachher.“

Und fort lenkt sie ihre Schritte.

Links und rechts rufen bekannte Mädchen die Tarnohy an. Sie lächelt — winkt — grüßt — verspricht — und drängt sich bis zur Mitte des Saales durch, wo in einem dichten Kreis von Damen Ihre Erzellenz die Ministerin sieht.

Frau von Tarnohy verläßt ihre Freundin und hängt sich in eine andere ein — in nächster Nähe ihrer Erzellenz. — Sie wird glücklicherweise bemerkt.

„Ah, liebe Frau von Tarnohy, ich freue mich, daß Sie auch da sind. — Viel gelaufen?“

Frau von Tarnohy — mit edler Bescheidenheit: „Erzellenz, man ist glücklich, sein Scherflein beizutragen. Wenn man bedenkt, wie unsere Kinder zu Haus gepflegt und gehegt werden, wie man nicht genug tun kann in ihrer Nahrung — so gibt man mit vollem Herzen, um auch dem armen Kind ein Gläschen Milch zu spenden. — Nicht wahr, meine Damen?“

Die Damen nickten eifrig.

Eine leise Stimme: „Wie die wieder reden kann, die Tarnohy!“

Frau von Tarnohy hält sich für den Rest des Nachmittags hübsch in der Mitte, gleich weit von den Zelten links und rechts.

Sie ist immer in Bewegung, immer mitten in einem Knäuel von Frauen, hat immer etwas zu sagen und zu lachen.

Sie und da hört sie sich anrufen:

„Tante Tarnohy — eine Blume!“ — oder: „Tante Tarnohy — ein Päckchen Schokoladezigaretten!“

In solchen Augenblicken wendet sich Frau von Tarnohy lächelnd um, winkt, grüßt liebenswürdig und setzt fanatisch das Gespräch mit ihrer Partnerin fort.

„Was — Sie glauben nicht, daß die Lisa Henczengruber mit dem Wajszmajr Niki durchgegangen war? Ich versichere Sie, sie war durchgegangen. In einem Monat ist die Hochzeit.“

„Tante Tarnohy — einen Papierschächer für die kleine Magda!“

„Ja, mein Engel — nachher. — Und . . . was ich sagen wollte . . . Eine gute Menage? — Liebe, unter sieben Siegeln: er hat sie schon lange, lange satt — hat sie überhaupt nur ums liebe Geld genommen — und tröstet sich mit einer vom Königstheater.“

„Tante Tarnohy — ein Päckchen Ansichtskarten!“

„Ja, Süße — gleich! — — Die bezieht ihre Toiletten aus Paris. Ich fände das lächerlich. Solche geschmacklose Kiferkistchen

Können sie auch hier in der Trommelgasse laufen. — Meine Kleider . . . ich bitte Dich, ich trag nur einfache Sachen: dieses ganze Kleid kostet kaum dreihundert Kronen.“

„Tantchen — Karpfen gefällig?“

Tantchen schreitet unentwegt weiter.

Endlich ist es Abend geworden. Die Zelte sind ausgeräumt, die Verkäuferinnen kümmern sich nicht mehr um ihr Geschäft. Jede ist von einem Kreis junger Herren umgeben und wird mit hundert Komplimenten belohnt.

Frau von Tarnogh rüstet sich zur Heimkehr. — Sie hält beim Sandbüchse.

Da steht die kleine Sturmann Klari ratlos vor einer vollen Schüssel.

Frau von Tarnogh — in der Rolle des rettenden Engels: „Viel eingenommen Klari?“

„Oh ja. Aber . . .“

„Aha — das ist Dir übrig geblieben — jetzt weißt Du nicht, was Du machen sollst? Beruhige Dich, pade mir alles ein.“

Die Umgebung murmelt beifällig.

„Bei mir im Hause wohnt eine arme Familie mit einer Masse Kinder. Die Armen sollen auch wissen, daß heute Vasar gewesen ist.“ — Sie legt eigenhändig noch eine Schnitte Schinken zu den Brötchen. — „Wie viel Geld hast Du denn, Klari?“

„Neumundachtzig Kronen.“

„A — da hast Du eine Krone für die Resteln, damit Du eine runde Summe hast. — Na, Kleine!“

Und läßt die verdugte Klara samt Anhang stehen und segelt davon.

Draußen stößt sie zu ihrem Aerger auf Frau Lenkey.

Frau von Tarnogh: „Reit, daß wir zusammentreffen.“

Frau von Lenkey — ebenso mißvergnügt: „Rein — als wenn wir verabredet hätten!“

Frau von Tarnogh blickt suchend um. — „Wo nur mein Wagen bleibt —? Ich hab ihn doch für sieben herbestellt.“

„Ich verstehe auch nicht, wo meiner ist. Vielleicht da vorn?“

Frau von Tarnogh — ärgerlich: „Oder es hat ihn jemand weggeführt. Die Leute haben ja keine Manieren.“

„Der soll mir nur morgen um den Fahrlohn kommen — ich zahle ihm nichts.“

Frau von Tarnogh — energisch: „Keinen Heller.“

Nach einer kleinen Pause:

Frau von Tarnogh: „Was machen wir jetzt?“

Frau von Lenkey — mit sichtlich Ueberwindung: „Weißt Du was? Wir wollen einmal fesch sein. Fahren wir mit der Elektrischen.“

„s ist eigentlich wahr. Wir sind ja zu zweien. Und — schon um den Kutcher zu strafen — dann kann er hier warten.“

Beide rafften ihre Kleider und wandern im Staub der Uutergrundbahn zu.

Frau von Lenkey: „Was hast Du in dem Paket?“

„So — Krimskram: Schokoladegaretten — Ansichtskarten — Fächer — Dummheiten. Was man eben zusammenkauft.“

Frau von Lenkey: „Ich steck mir immer vierzig Kronen ins Portemonnaie, wenn ich so wohin gehe — die gebe ich dann aus. Wie immer — es ist mir egal.“

„Ich mache es ebenso.“

Nach einem Weilschen:

Frau von Tarnogh: „Ich hab so viel Blumen gehabt . . . Wie ich sie gar nicht hab fassen können, leg ich sie in eine Ecke auf dem Tischel — jemand hat sie von dort geschnipst. — Liegt ja eigentlich nichts dran.“

Frau von Lenkey übertrumpft sie. — „Ich hab meinen Buschen der Erzellenz geschenkt — sie hat sich sehr gefreut.“

Sie steigen ein und reden fünfzehn Minuten allerlei unfreundliche Dinge über ihre Bekannten.

Auf dem Treppenaufstieg verabshieden sie sich zärtlich mit Umarmung und Kuß.

Frau von Tarnogh geht gradeaus in ihre Küche, öffnet den Paden und verteidigt den Inhalt auf zwei Schüsseln.

„Lina — diese Schüssel tragen Sie hinein — für mich und den Herrn zum Nachtmahl. Diese hier stellen sie in den Eiskasten für morgen abend.“

Darauf vertauscht sie ihre feine Spigentoilette mit einem häßlichen roten Kretonschlarfrad.

Frau von Tarnogh zu ihrem Gatten: „Ich bin froh, daß ich auf dem Vasar war. Ich hab mit der Erzellenz gesprochen — sie war sehr lieb zu mir. Die Lenkey ist beinahe zerplatzt. — Ausgegeben? — Keine Spur. Vierunddreißig Heller auf der Elektrischen. Und für eine Krone hab ich kalten Auschnitt gekauft zu zweimal gut nachtmahlen. — Diese Lenkey ist aber eine Aussneiderin . . . geradezu ekelhaft.“

Boccaccio.*)

Von Paul Bois (Charlottenburg).

Im Jahre 1913 sind es 600 Jahre, daß Giovanni Boccaccio das Licht der Welt erblickte. Im Pantheon der Geistesgeschichte ist

*) Die zuverlässigste Boccaccio-Uebersetzung erschien im Insel-Verlag.

seinem Namen eine Gedenktafel geweiht, die getreulich verzeichnet, was er als Schöpfer der italienischen Schriftsprache, der dritte im Bunde neben Dante und Petrarca, und als Vorläufer der Renaissance, als einer der Wiedererwecker der gelehrten Forschung, geleistet. Im Buche berühmter Liebespaare ist sein Verhältnis zu jener Fiametta, die eine Königstochter gewesen sein soll, eine hübsche Legende und hier darf auch jener konventionellen Gedichte und schwülstigen, allegorischen Liebesgeschichten, in denen er den ganzen Olymp nebst der christlichen Anthologie zum romantischen Aufspus herabbeimicht, gedacht werden, die er der Geliebten zu Geschenken schrieb, und des kleinen, entzündenden, noch heute recht gut lesbaren Romans „Die klagende Fiametta“. Wenn aber heute noch, nach sechshundert Jahren, dieser Mann und sein Andenken gefeiert wird wie ein lebendiges Ereignis, so verdankt er das lediglich der Sammlung der hundert Geschichten, genannt „Das Dekameron“ (wörtlich: die Zehntage), die er mit vollendeter Kunst der Komposition alten Stoffen und neuen, von Mund zu Mund gehenden Anekdoten nachzählte und die er durch einen glanzvollen, kunstreichen Rahmen zu einem schönen Ganzen zusammenband.

Auf der Mittagshöhe seines Lebens stehend, zwischen 35 und 40, in Erinnerung der reichen Geselligkeit und des anmutigen Lebens, an dem er einst am Hofe von Neapel, unter König Roberts Regiment, teilgenommen, schrieb er, sich und andern zum Trost in schwerer Zeit, dies Buch. Der schwarze Tod verwüdete damals, im fünften Jahrzehnt des 14. Jahrhunderts, Europa, und Boccaccio beginnt das Werk mit einer erschütternden Darstellung jenes Ereignisses. Aber dann führt er uns in einen kühlen, duftenden Garten und unter junge Menschen, die in leichter, gezügelter Freude sich zusammenfanden, um der schwarzen Trauer und der Düsterei des Verhängnisses zu entgehen. Reizend öffnen sich Blide in die toskanische Landschaft mit ihren Willen und ihren malerischen Tälern. Und die jungen Leute tun sich in der Kühle des Abends zusammen, ergöhen sich an Spielen, an Musik und Gesang, neden sich und erzählen sich Geschichten. Jünglinge und Jungfrauen sind es, die sich so die Tage leichter zu machen suchen. Das gibt von selbst das vorbersehene Thema: die Liebe. Aber was auch erzählt wird: nirgendwo ist in den Beziehungen der Erzählenden eine Spur von Unordnung oder Düsterei zu finden; ein natürlicher Anstand und eine vollkommene innere Reinheit der Befinnung ermöglicht es ihnen, die heikelsten Dinge frei und offen auszusprechen, und ein selbstgewähltes Regiment der Ordnung regelt alles aufs beste. Da werden rührende Beispiele treuer Liebe erzählt; tragische Geschichten auch, die die liebenden Herzen erbeben machen. Geschichten von Edelmut und seltener Seelengröße. Und mit dem echten Florentiner Geschmaack an der Burla (Säerg) ergöhen sich die Zuhörer an Späßen und Schnurren; an Streichen, die dem und jenem gespielt wurden; an einem treffenden Witwort, einer gut gezielten Antwort. Manche der Späße sind für unsere Ohren gar derb; aber die Selbstverständlichkeit des Vortrags rettet diese Geschichten für den Einsichtigen. Und wirklich ist das Dekameron eine kleine entzündende Geschichte des Menschlichen, eine Art Schatzbehälter des Herzens in tragischen und komischen Aeußerungen.

Das Dekameron hat seine Geschichte. Bewundert viel und viel gescholten; von seinem Autor selber, da dieser fromm wurde und Reliquien sammelte, wie eine Jugendjüde verabscheut und verleugnet; den Autodafes Savonarolas, wie den Indersprüchen der Kirche und den Konfiskationsbefehlen der Staatsanwälte ausgeliefert, hat es dennoch infolge seiner enorm lebendigen Kraft die Jahrhunderte überdauert. Noch vor der Erfindung der Buchdruckerkunst war es handschriftlich weit und breit verbreitet. Petrarca übersetzte sogar die Geschichte von der schönen Griselda ins Lateinische. 1471 erschien dann in Venedig der erste Druck des Werkes und fast gleichzeitig die erste Uebersetzung ins Deutsche. Aber damals begann auch der Kampf gegen das Buch. Wieviele Exemplare des Dekameron von den Schergen Savonarolas, der es haßte, wie alles, das einen Spiegel der Sinnlichkeit und einen Anreiz zur Weltlust darstellte, auf den Scheiterhaufen geschleppt worden, mag der Himmel ermessen. Aber Savonarola bestieg, unterlegen im Kampf gegen den Papst, selber den Scheiterhaufen, und Florentiner Jünglinge besetzten 1527 den ersten korrekten Weiserdrud der Novellen. Aber dann kam die Zeit, da Despotismus und kirchlicher Erneuerungseifer die Freiheit Italiens beschnitten. Das tridentinische Konzil setzte, mit dem Bemerkens: solange keine gereinigte Ausgabe besteht, das Dekameron auf den Index. Wie die Kirche sich die Reinigung dachte, zeigte sich, als die Florentiner um 1570 eine Neuausgabe des Wertes veranstalten wollten, und diese Geschichte ist historisch interessant genug, weil sie den Wandel der Zeiten in der Auffassung von schädlich und unschädlich beleuchtet, wie sie auch Boccaccio als Autor entlastet und jeden Vorwurf, das moralische Empfinden verlehrt zu haben, von ihm abwendet auf die Zeit. Heute ist es die „Sittenslosigkeit“ des Dekameron, die Anstoß erregt; den frommen Herren des 16. Jahrhunderts machte die Verbtheit der Schwänke keine Ruhe und Sorge. Schlimmer war es nach ihrer Ansicht, daß Boccaccio, bei aller schuldigen Ehrfurcht vor der Religion, die geistlichen Herren immer und wieder verspottet. Und hier setzte die Tätigkeit der Kommission ein, die der Papst bestimmte hatte, den Florentinern ihren Boccaccio zuzurichten. Da verschwanden die Nonnen und Mönche; man zog ihnen das heilige Gewand aus; machte Fr zu Laien, Edelräulein u. dgl. Nur dem

guten Pfarrer von Parlunco ließ man auf bringende Bitten der Florentiner, und da er schon sprichwörtlich geworden, seine Faunspähchen mit Monna Belcolle weiterhaben. Schwierigkeiten bereitete aber die 6. Novell des 1. Tages, die die Habucht der Inquisitoren und ihre Velteluppenmildtätigkeit verspottet. Da diese Keberei sich absolut nicht beugen und flüchten wollte, ließ man sie endlich in der Ansicht, daß es auf die volle Hundertzahl nicht ankomme, einfach unter den Tisch fallen. So entstand die famose Deputati-Ausgabe von 1573. Gereinigt von allen Kebereien und somit ungefährlich im Sinne der damaligen Indexkongregation, ging sie mit all ihrer „Unschuldigkeit“, mit all ihren Schnurren und Verbheiten in die Welt hinaus. Mehrfach hat man noch ähnliche Experimente versucht; sogar Uebersetzer, wie Soltan, die sich schulmeisterlich berufen fühlten zur Bevormundung der Leser, haben sich freche sinnentstellende Eingriffe in das Werk erlaubt. Von den Altaden, die die Polizei von Zeit zu Zeit dagegen reitet, braucht man gar nicht zu reden. Aber dank seiner ungeheuren Lebenskraft wirkt das Decameron weiter, uraltes Gold der Novellendichtung in letzter, endgültiger Form aufbewahrend; eine Freude für jeden reifen, unbefangenen Menschen, und nicht zuletzt eine Fundgrube für spätere Dichter, die von Chaucer, Hans Sachs, Shakespeare herüber bis zu Musset und Gerhart Hauptmann bei ihm reichliche Motiv-Anleihen gemacht haben.

Wenn man Boccaccios Leben erzählen soll, so muß man gleich mit einer Liebesgeschichte anheben, die so rührend ist, wie nur eine des Decameron. Boccaccios Vater, aus Certaldo am Elsasfluß, unweit Florenz stammend, war Kaufmann und als solcher sehr tüchtig; war er doch später Geschäftsführer des großen Bankhauses der Vardi in Neapel. In jungen Jahren wollte er lange Zeit in Paris. Hier lernte er, auf galanten Wegen wandernd, eine junge vornehme Witwe kennen, die er sich durch falsche Vorspiegelungen und hinterhältige Versprechen zuwillen machte. Als sie ihm dann aber einen Sohn gebar, ließ er sie sitzen, um dabei in Florenz mit der berechnenden Kälte, die sein Sohn an ihm haßte, eine Geldheirat einzugehen. Es war im Jahre 1313, ein genaueres Datum ist nicht bekannt, als Giovanni, eine Frucht dieses Verhältnisses, in Paris zur Welt kam. Die arme Verlassene härmte sich zu Tode und starb auch wohl bald. Der Knabe wurde nach Florenz gebracht, und sein Vater mußte für seine Erziehung sorgen. Sehr früh steckte der Alte ihn in ein Geschäft; aber nach sechs fruchtlosen Jahren sah selbst Vater Boccaccio ein, daß die Vorliebe Giovanni's für Verse und schöne Worte seinem Verständnis der Handelsbücher immer im Wege sein würde, und er entschloß sich, ihn nach Neapel zu schicken, damit er dort als Vorstufe zu späteren Ehren und Reichümern das Kanonische Recht studiere. So kam der Jüngling in jene Stadt, deren sinnliche Luft, deren reichen Prunk und anmutige Lebensart er später in der „Fiametta“ so reizend schildern sollte. Dieser Atmosphäre konnten die zärtlichen Herzen Giovanni's sich nicht entziehen. Er wußte bald besser, sich in den Geseßen der Liebeshöfe zurechtzufinden als in den Dekretalen. Wenn er zu seiner späteren gelebten Tätigkeit hier den Grund legte, so geschah es vielleicht mehr in der spielerischen Art des vielseitigen Liebhabers als in systematischer Arbeit. Hier lernte er an einem Karfreitag des Jahres 1334, oder wie andere wollen 1339, in der Kirche zum hl. Laurentius jene Fiametta kennen, die eine natürliche Tochter König Roberts gewesen sein soll, und die durch die Liebe Boccaccios fast so berühmt geworden ist wie Dantes Beatrice und Petrarca's Laura.

An dieser Liebe ist Boccaccio zum Dichter geworden. Erst schrieb er ihr zu Gefallen Geschichten nieder, wie die von Flore und Blanche flor. Dann sang er von ihrer Liebe; in vielen Masken versteckt, erzählte er sein süßes Geheimnis und auch das Leid der Trennung. Als 1341 Boccaccios Stiefmutter starb, rief der vereinsamte Vater ihn zu sich nach Florenz. Aber er hielt es nicht lange aus bei dem „kalten, rauhen, geizigen Greise“. Wieder lehrte er nach Neapel zurück. Inzwischen kamen die Schredenjahre, da die Pest die Länder Europas entvölkerte. Um jene Zeit starb auch der alte Boccaccio mit Hinterlassung eines minderjährigen Sohnes, als dessen Vormund wir Giovanni 1350 in Florenz treffen. Damals entstand dann offenbar, als schöner Nachklang der reichen Neapolitaner Tage, das Decameron. Aber schon wendet sich des Dichters Leben zum witterwendischen Herbst und zum griesgrämigen Winter. Die Elastizität der Jugend, die zärtliche Reizbarkeit der Herzen ist früh verbraucht. Einmal sucht ihn noch die Liebe heim; aber die Witwe, die ihn betört hatte, spielt ihm so erbärmlich mit, wie das Weib dem Studenten in einer Decameron-Novelle. Da wurde der, dessen Sinne einst so bedingungslos auf Frauenreize reagierten, zum Weiberhasser. Er schrieb das vielleicht weniger ungerechte, als im Ton sich vergreifende, häßliche Buch „Corbaccio oder das Labyrinth der Liebe“, in dem er die Weiber samt und sonders als Vampyre und dumme, gepukte, genätschte und lüsterne Betteln darstellt. Er widmete sich nunmehr in stiller Zurückgezogenheit den Wissenschaften; auch nahm er zeitweise, als Gesandter, am politischen Leben seiner Vaterstadt teil. Seinen ganzen Glanz empfing sein Leben für ihn nur noch von der Freundschaft Petrarca's und von der Hingabe an das Werk Dantes; er beschrieb das Leben seines großen Landsmannes, und die Kommentierung der Comedia Divina wurde das Hauptwerk seines Alters. Zwei Jahre vor seinem Tode gründete Florenz sogar eine Art „Lehrstuhl für Dantephilologie“ für ihn.

In den letzten fünfzehn Jahren seines Lebens war der Dichter sehr fromm geworden. Ein Karthäusermönch hatte ihn durch Kunstgriffe, die dem Bruder Cipola in der Decameron-Novelle von der Feder des Erzengels Gabriel Ehre gemacht hätten, derartig in die Furcht vor einem nahen Ende hineingetrieben, daß er ganz ratlos und verzweifelt sich den schwärzesten Todesgedanken hingab, bis es Petrarca gelang, ihn einigermaßen wieder zu sich zu bringen. Auf's letzte hatte Boccaccio sich nach Certaldo, der Heimat seiner Vorfahren, zurückgezogen. Hier starb er am 21. Dezember 1375 unter Hinterlassung einer wertvollen Handschriftensammlung und einer Sammlung von Reliquien, die er in den Jahren der Neue zusammengedrückt, und die er einem Kloster vermachte.

Kleines feuilleton.

Astronomisches.

Eine neue Erklärung des Sonnensystems. Der norwegische Physiker Virkeland, der sich in wenigen Jahren einen Weltruf verschafft hat, ist in letzter Zeit mit astronomischen Studien beschäftigt gewesen, deren Frucht er der Pariser Akademie der Wissenschaften in einer brieflichen Mitteilung überliefert hat. Virkeland ist nämlich auf Grund von Experimenten und mathematischen Theorien zu einer neuen Auffassung über den Ursprung des Sonnensystems gelangt. Er nimmt nach gewissen von ihm angestellten Versuchen an, daß im Sonnensystem während der Entwicklung bestimmte Kräfte elektromagnetischer Art wirksam gewesen sind, die von derselben Größenordnung sind wie die Kräfte der Massenanziehung. Diese sollen es nun gewesen sein, die durch ihr Zusammenwirken zur Bildung von Planeten geführt haben, wie sie in fast kreisförmigen Bahnen und nahezu in derselben Ebene um die Sonne laufen. Aus denselben Kräften erklärt Virkeland die Entstehung der Monde, der Ringe um die Planeten und auch der Nebel, soweit sie die Gestalt von Ringen und Spiralen besitzen. Die eigenartige Tatsache, daß die äußersten Monde des Jupiter und des Saturn eine rückläufige Bewegung aufweisen, also ihre mütterlichen Planeten in der entgegengesetzten Richtung umkreisen wie alle andern Gestirne des Systems, soll kein Widerspruch gegen diese Erklärung sein, und Virkeland sagt geradezu voraus, daß ein noch jenseits des Neptun vorhandener Planet, wenn er einmal entdeckt werden sollte, gleichfalls eine solche rückläufige Bewegung haben müßte. Die Grundlehre Virkelands besteht darin, daß alle Sterne eine ungeborene negativ elektrische Ladung besitzen, die in den einzelnen Fällen sehr verschieden sein kann, aber für die Sonne und die ihr ähnlichen Fixsterne den unvorstellbaren Betrag von etwa 600 Millionen Volt erreicht. Jeder derartige Stern wäre von einem magnetischen Feld umgeben, dessen Achse mit seiner Drehungsachse zusammenfiel. Elektrische Entladung würde vorzugsweise um den magnetischen Äquator erfolgen und fortgesetzt elektrifizierte Stoffteilchen abschleudern, die in derselben Ebene sich zu bewegen fortfahren. Während die meisten dieser Teilchen wieder auf die Sonne zurückfallen, muß eine große Menge von ihnen unter der gemeinschaftlichen Wirkung elektrischer, magnetischer und gravitativer Kräfte allmählich in kreisförmige Bahnen gelangen, deren Halbmesser von dem Verhältnis der Ladung des Teilchens zu seiner Masse abhängt. Die Massenteilchen mit der stärksten elektrischen Ladung würden die äußersten Kreise bilden.

Falls die Magnetisierung der Sonne im Vergleich mit der der Erde von Nord und Süd vertauscht würde, so müßten die negativ geladenen Teilchen eine rückläufige Bewegung annehmen. Wenn die Ladung allmählich ganz verloren geht, schließen sich die Teilchen zu größeren kugelförmigen Massen zusammen. Hört die Ladung plötzlich auf, so beschreibt die betreffende Masse eine Ellipse um die Sonne, deren Abstand und Exzentrizität durch bestimmte Geseze geregelt ist. Auch die noch immer rätselhafte Bildung des Tierkreislichts erklärt Professor Virkeland aus seinen Experimenten und gibt eine Photographie, die ein künstliches Tierkreislicht aufweist, wie es durch Entladung einer magnetisierten Kathode entstanden ist. Die Ausschleuderung der Teilchen durch die Sonne ist übrigens nach der Annahme von Virkeland von einer Wärmeentwicklung begleitet, ähnlich wie beim Radium, und darin erblickt der Forscher die Grundlage zu einer neuen Erklärung der Sonnenwärme. Da nun außerdem sämtliche Sterne fortgesetzt ein derartiges Bombardement von Massenteilchen ausführen, so könnte der Weltraum nicht als leer betrachtet werden, sondern der Hauptteil der Masse würde sich in sehr feinveteiltem Zustand befinden. Virkeland hat endlich berechnet, daß, wenn die gesamte Materie des Sonnensystems innerhalb einer Kugel bis zum nächsten Fixstern gleichmäßig verbreitet wäre, nur ein einziges Atom auf jedes Substanzmeter des Raumes entfallen würde. Selbst wenn diese Masse noch um hundert Mal größer wäre, so würde sie wahrscheinlich mit keinem der bisher bekannten Beobachtungsmittel wahrgenommen werden können.